

## Die glänzende Stadt

Woher sollte ich wissen, dass ich ein Prinz bin? Ich hatte zwar nie darüber nachgedacht, wie ein Prinz sein soll, doch auf keinen Fall hätte ich dabei an jemanden wie mich gedacht. Ich war weder besonders stark noch besonders klug oder wenigstens witzig und ich sah auch nicht besonders prinzlich aus. Oder tragen Prinzen Zahnsparren?

Für alle war ich einfach Jotam. Markus nannte mich Jojo. Andere riefen mich bei meinem Nachnamen: Kanowski. Es gab keinen Grund anzunehmen, ich könnte etwas anderes sein als ein ganz gewöhnlicher Vierzehnjähriger oder mir könnte etwas Schlimmeres passieren als die Aussicht auf eine Sechs in Mathe.

Viele Freunde hatte ich nicht, eigentlich nur Markus, der in derselben Vorortsiedlung aufgewachsen war wie ich. Markus war beliebt, auch bei den Lehrern, und er konnte sehr witzig sein. Zwei dieser Lehrer waren meine Eltern. Dieselbe Schule besuchte auch mein älterer Bruder Jonathan, den nur noch zwei Monate von einem Super-Abi trennten. Ich war nie in irgendetwas super gewesen.

Nein, auf den Gedanken, dass ich ein Prinz sein könnte, war ich einfach noch nicht gekommen. Doch dann wurde auf einmal alles anders.

Es war ein Donnerstag. Ich wachte morgens auf und erinnerte mich dunkel an einen alten Schlossturm, auf dem ich eben noch gegessen hatte. Dort war ich ein Prinz gewesen und es war noch etwas aus Gold vorgekommen und – ich hatte das ganz sicher nicht geträumt! Aber ich dachte nicht lange darüber nach, denn mir war so übel, wie ich es noch nie erlebt hatte. Deshalb ging ich nicht in die Schule. Am Nachmittag fühlte ich mich jedoch wieder besser und holte mein Fahrrad aus der Garage, um wie jeden Donnerstag zum Klarinettenunterricht zu fahren.

Meine Mutter kam mir bis zur Haustür nach und fragte: „Soll dich nicht einer von uns fahren?“

Ich schüttelte nur den Kopf; ich sehnte mich nach frischer, kalter Luft. Mit kräftigen Tritten fuhr ich durch unser Viertel und nahm dann wie immer den Asphaltweg durch die Felder, der am Wald auf die Landstraße stößt und als Radweg bis nach Domburg führt.

Doch ich kam nicht nach Domburg.

Die Bäume waren an diesem Donnerstag ganz von Raureif bedeckt. Über dem Wald hing ein leichter Nebel und man konnte nicht sehr weit sehen. Der weiße, stille Wald hatte etwas richtig Geheimnisvolles. Ich hatte einen mittleren Gang eingestellt und meine Beine bewegten sich mehr oder weniger von selbst. Mein Atem bildete eine kleine Wolke, doch im Übrigen war mir warm.

Vielleicht merkte ich darum nicht gleich, dass etwas anders geworden war. Und dann brauchte ich immer noch eine ganze Weile, um zu begreifen, dass ich nicht mehr auf meinem Fahrrad saß, sondern auf einem Pferd, einem richtigen, großen Pferd mit braunem Fell und einer weißen Blesse. Ich war vorher noch nie geritten, nicht einmal auf einem Pony. Es war warm, ich hatte keine Mütze, keinen Schal und keine Handschuhe mehr an und mein kleiner Rucksack war fort. Eine breite, unbefestigte Straße schlängelte sich vom Wald hinunter zu einer großen Stadt.

Keine Stadt, die ich kannte, sah so aus! Ihre vielen Dächer und Türme glänzten in der Sonne, deren Licht in die aufsteigende Gischt eines gewaltigen Wasserfalls einen doppelten Regenbogen malte. Wo der Fluss sich wieder beruhigte, ragte ein Hügel steil aus dem Wasser. Von dort aus dehnte sich die Stadt über den ganzen Hügel und setzte sich auf dem diesseitigen Ufer fort. Die Straße führte durch ein hohes Tor, über eine Brücke auf das andere Ufer und hinauf zu einem großen Schloss, dessen Dächer und Türme vergoldet waren. Auch andere Gebäude waren mit Metallblechen in verschiedenen Farben gedeckt. Und wo der Hügel aus dem Wasser wuchs, strahlte eine goldene Kuppel wie von einem Dom über den anderen Dächern.

Ein leichter Wind wehte mir meine Haare vor die Augen. Verwirrt strich ich sie beiseite. Ich wusste genau, dass ich keine langen

Haare hatte, doch nun reichten sie mir bis über die Ohren. Ich trug eine braune, lange Wildlederhose, hohe Stiefel und ein weites, offenes Hemd. Als ich an mir herabschaute, bemerkte ich um meinen Hals eine dünne Kette, an der ein kleines Stück Gold hing, das geformt war wie ein Bogen – wie der Regenbogen über dem Wasserfall.

Ich umfasste den Bogen. Wer war ich, wo war ich hier und wie war ich hierhergekommen?

Ein Mann und ein Junge kamen mir mit einem Eselsfuhrwerk entgegen. Mit ihren Jacken, Kniebundhosen und Holzschuhen sahen sie aus wie auf einem Bild in meinem Geschichtsbuch. Der Mann zog seinen Dreispitz vom Kopf und rief: „Willkommen zurück in Garmon, Prinz Jotam!“ Der Junge zog seine Mütze und verbeugte sich.

Garmon. Obwohl ich diese Stadt doch nie zuvor gesehen hatte, wusste ich, dass ich hier zu Hause war. Dort oben in dem Schloss. Ein Prinz. Der Mann hatte es eben gesagt. Einer, vor dem Hüte gezogen wurden. Meine Mutter war die Königin von Kengarlin wie ihre Mutter und ihre Großmutter vor ihr. Außerdem lebten im Schloss mein Vater und meine sechs großen Schwestern. Seit fast einem halben Jahr war ich in der Hafenstadt Redomin und auf verschiedenen Schiffen in der Lehre und war nun unterwegs zur Hochzeit von Endilya, meiner zweitältesten Schwester.

Aber wie konnte es sein, dass ich bis vor wenigen Minuten von alledem nicht einmal etwas geahnt hatte? Was war denn nun Wirklichkeit: das Schloss – oder die Doppelhaushälfte in dem Vorort von Domburg? Das Fahrrad und die Musikschule – oder das Pferd?

Ich lenkte das Pferd auf eine Wiese und stieg ab. Es fing gleich an zu grasen. Ich streichelte es, und es hob kurz den Kopf: mein Jannus, der mir gehörte, seit er vor vier Jahren auf die Welt gekommen war.

Ich schaute an mir herab. Ich war ziemlich stark von der Sonne verbrannt, wie man es eben ist, wenn man Monate lang bei jedem Wetter an der Küste und auf See arbeitet. Aber am linken Arm hatte ich einen blauen Fleck genau an der Stelle, wo ich gestern in der

Sportstunde gegen den Barren gestoßen war. Ich holte ein großes, blankes Messer aus der Satteltasche und spiegelte mich darin. Es zeigte mir die vertrauten Züge. Die lästige Zahnsperre fehlte, was mir nicht leid tat – doch der Pickel am Kinn war dort, wo er schon seit ein paar Tagen war. Jetzt ärgerte ich mich nicht über ihn, sondern sah in ihm ebenso wie in dem blauen Fleck Beweise dafür, dass ich wirklich ich selbst war.

Langsam steckte ich das Messer wieder ein. Erinnerungen aus zwei Leben wirbelten in mir durcheinander. Würde ich jetzt in dieser Welt bleiben und gar nicht mehr zurückkommen? Oder ging mein anderes Leben ebenso weiter – nur sozusagen ohne mich? Würde jemand merken, dass ich eigentlich gar nicht mehr da war?

Wenn ich hierblieb, dann würde ich meine Schwester nach ihrer Hochzeit mit Prinz Astan nach Doranan begleiten, in die prächtige weiße Königsstadt auf einer Insel mitten im Meer. Dort herrschte der alte, blinde König Korum über Kandoran, das südliche der drei Länder auf Kenrhin. Korum hatte keine Kinder, sein Neffe Astan war der Kronprinz. Dass Endilya und Astan heiraten würden, war so ausgemacht, seit beide am selben Tag geboren worden waren. Ich verstand davon nichts und hoffte nur, ich würde mir einmal selbst aussuchen können, wen ich heiratete.

Eigentlich hatte ich keine große Lust, nach Doranan zu reisen. Die Leute aus Kandoran waren bei uns nicht sehr beliebt. In Redomin hatte ich natürlich Matrosen aus Doranan gesehen, aber man hatte mir geraten, ihnen aus dem Weg zu gehen. Ihnen sitze das Messer zu locker in der Hand. Die Schiffe, auf denen ich gearbeitet hatte, waren meist nur die kleineren Strecken an der Küste entlang und zu unseren Inseln gefahren. Meine einzige größere Fahrt hatte bis nach Norlyn geführt, dem nördlichen Reich auf Kenrhin.

Jannus stupste mich an. Er wollte nach Hause. Ja, ich war in Garmon zu Hause und freute mich darauf, alle wiederzusehen! Je länger ich hier stand, desto unwirklicher kam mir das andere Leben vor. Ich war Prinz Jotam von Kengarlin und auf dem Weg zur

Hochzeit meiner Schwester. In meinem Gepäck trug ich einen Brief an Königin Merila, meine Mutter.

Ich hörte Gesang und wandte mich um. Auf der Straße kam eine Gruppe von Mädchen in bunten Kleidern näher, die ein altes Lied sangen. Ein Mädchen sang die Strophen und alle fielen in den Kehrsvers ein:

„Die Wasser fließen weiter,  
darüber glänzt der Bogen.  
Der Fluss war dein Begleiter,  
mit ihm bist du gezogen.  
Eines Tages kommst du wieder –  
und dann hörst du meine Lieder!“

Ich holte meine kleine Flöte aus der Satteltasche und spielte die Melodie mit. Die Vorsängerin sang gerade die letzte Strophe, als die Mädchen auf meiner Höhe ankamen. Ich spielte noch etwas weiter und die Mädchen hörten einen Moment zu. Sie kicherten, stießen sich an und tuschelten etwas, dann machten sie alle eine kurze Verbeugung und liefen weiter. Nur die Vorsängerin blieb stehen. Sie lauschte meinem Flötenspiel und schaute mich an. Mir fiel nichts Besseres ein, als ihren Blick zu erwidern und weiterzuspielen.

Die anderen riefen: „Anrina, kommst du?“ Sie machte ebenfalls eine kurze Verbeugung und folgte ihnen ohne Eile.

Ich schaute ihr nach. Rote Locken fielen ihr über den ganzen Rücken. Sie erreichte die anderen und wurde von ihnen in die Mitte genommen.

Ich stieg wieder auf, ließ Jannus jedoch gemächlich im Schritt gehen; dazu spielte ich weiter auf meiner Flöte und das Geklapper von Jannus' Hufen begleitete mein Spiel. So folgte ich den Mädchen in die Stadt. Manchmal drehten sie sich kichernd nach mir um. Nur die Vorsängerin, die sie Anrina gerufen hatten, nicht. Erst am Stadttor wandte sie sich kurz um, dann verschwand sie mit den anderen im Menschengewühl der Stadt.

## Im Thronrat

Ein Flügel des Schlosstores wurde für mich geöffnet. Im Galopp ritt ich hindurch, ließ Jannus ein paar Mal um den Schlosshof laufen und rief laut und übermütig: Alle sollten kommen und sehen, was die Fremde und das Meer aus mir gemacht hatten!

Stallknechte und Hausdienerinnen traten heraus, um nach der Ursache des Lärms zu schauen. An einem Fenster erschien kurz meine Lieblingsschwester Jemima, die nur ein Jahr älter war als ich – und dann tauchte unter den Knechten mein Vater auf, König Zamid. Dem König in Garmon unterstanden das ganze Schloss und vor allem die Ställe. Weil mein Vater alle anderen überragte, wurde er oft auch scherzhaft Zamiën genannt. – So hieß ein Riese in einer alten Sage, der sich in einen Berg verwandelt hatte, den höchsten Berg auf Kenrhin. Der Riese Zamiën hatte den Auftrag bekommen, die Insel zu bewachen. Dann gingen viele Jahre und schließlich Jahrhunderte hin, auf Kenrhin gab es keine Riesen mehr, sondern nur noch Menschen, doch Zamiën blieb auf seinem Posten und wurde allmählich zu Stein. Seine weißen Haare, die weithin zu sehen waren und allen anzeigten, dass der Riese wachte, wurden zu Schnee auf dem hohen, spitzen Gipfel. Diese Geschichte hatte ich als Kind immer wieder hören wollen und mir den Riesen vorgestellt wie meinen Vater.

Ich sprang vom Pferd und während ein Stallbursche mir Jannus abnahm, ging ich auf meinen Vater zu und verbeugte mich.

Er trat einen Schritt vor, legte mir die Hände auf die Schultern und sagte: „Deine Stimme hat diesem Hof gefehlt!“ Er betrachtete mich zufrieden. „Du bist groß geworden in dem halben Jahr!“

Ich erinnerte mich an etwas, das er mir gelegentlich versprochen hatte, und sagte: „Dann werden Sie bald mit mir auf den Zamiën steigen!“

Noch keiner hatte gewagt, den immer schneebedeckten Berg zu besteigen. Mein Vater hatte es als junger Mann einmal bis zur Schneegrenze geschafft und einen Weg gesehen, auf dem man wohl weiterkommen konnte, wegen schlechten Wetters jedoch umkehren müs-

sen. Er hatte es dann nie wieder versucht, aber gesagt: „Wenn Jotam groß genug ist, dann werden wir beide es versuchen!“

Jetzt lächelte er und nickte. „Zamiën hält seine Versprechen!“

Jemima und drei unserer übrigen Schwestern kamen hinausgelaufen und umarmten mich fröhlich. Ich war vorher immer nur wenige Tage allein fort gewesen und genoss diesen Empfang. Nur meine beiden ältesten Schwestern waren nicht dabei – Endilya und die Kronprinzessin Livona. Jemima meinte spöttisch: „Thronrat! Nichts für junge Prinzessinnen.“

„Aber heute ausnahmsweise für noch jüngere Prinzen!“, sagte Dolona in gespielter würdevollem Ton.

„Du hast doch sicher einen Brief für die Königin, nicht wahr?“, fragte Seyrila.

Ich nickte.

Velona nahm den Ball von den jüngeren Schwestern auf. „Auf Anordnung der Königin hast du dich sofort mit diesem Brief bei ihr einzufinden und Bericht zu erstatten sowie verschiedene Fragen über die Zustände in Redomin zu beantworten.“

Ich hatte bisher nicht über den Brief nachgedacht. Hatte er etwas mit den ausgebliebenen Schiffen zu tun, die wir erwartet hatten? Und mit den Waffen, die jetzt auf die Schiffe gebracht wurden? Auf Kenrhin hatten wir eigentlich nie Waffen gebraucht. Mit den uns am nächsten gelegenen Ländern auf den Inseln Manrhin und Sonrhin waren wir befreundet. Nach Manrhin braucht ein schnelles Schiff von Redomin bei günstigem Wind etwa eine Woche und eine weitere bis Sonrhin. Dann kommt sehr lange nichts mehr. Nur wenige und sehr große Schiffe sind für die Fahrt über den gewaltigen Ozean ausgerüstet.

Mein Magen knurrte laut. Meine Schwestern lachten und mein Vater sagte: „So kannst du nicht zur Königin. Der Brief und dein Bericht müssen warten, bis du dich frisch gemacht und etwas gegessen hast. – Wenn du mich fragst“, fügte er mit verschwörerischem Ton hinzu, „dann gehst du gleich zu Marena in die Küche. Dort sind alle mit den Vorbereitungen für das Bankett heute Abend beschäftigt. Da fällt bestimmt etwas Gutes für dich ab!“

Wir gingen hinein und ich erfuhr, dass Prinz Astan bereits an diesem Tag erwartet wurde. Zu seinen Ehren würde es ein großes Festbankett geben. Am nächsten Tag würde die Hochzeit stattfinden – und bereits am darauffolgenden Tag sollten wir abreisen. Selbst mir, der ich gewöhnlich ungeduldig war, erschien das auffallend eilig, und ich schaute meinen Vater mit gerunzelter Stirn an.

„Es steht dir nicht zu, mich dazu etwas zu fragen“, sagte er ernst – und ich merkte jetzt, dass sich ein paar Falten in seinem Gesicht vertieft hatten. „Und ich darf dir nichts sagen.“

In mir stieg eine Unruhe auf, die mir völlig fremd war. Bisher hatte ich nicht weiter über die Entscheidungen der Erwachsenen nachgedacht. In einer Welt, in der es keine besonderen Gefahren gab, hatte ich mehr oder weniger in den Tag hinein gelebt und höchstens darauf geachtet, dass ich als jüngstes Mitglied der Königsfamilie auch bekam, was mir meiner Meinung nach zustand. Über die Beweggründe oder gar die Sorgen der Älteren hatte ich mich nicht besonders gekümmert.

Ich fasste nach dem goldenen Bogen um meinen Hals. Bevor ich nach Redomin aufgebrochen war, hatte ich die Kette mit dem Bogen dauerhaft um den Hals gepasst bekommen, vorher hatte ich sie nur zu besonderen Gelegenheiten getragen. Ich hatte mir angewöhnt, an den Bogen zu fassen, wenn ich mich hilflos oder schutzlos fühlte – was mehrmals vorgekommen war. Es gab drei solcher Ketten: Die Königin trug eine und außerdem immer die älteste Prinzessin und der älteste Prinz unter ihren Kindern.

Mein Vater übergab mich den Dienern und ich folgte ihnen in mein Zimmer. Auf einem Kleiderständer hingen bereits frische Kleider. Ein Diener brachte eine große Kanne mit dampfendem Wasser und stellte sie neben die Schüssel auf den Waschtisch, wo schon ein Stück Seife und ein Handtuch bereit lagen. Es kostete mich einige Mühe, zu erklären, dass ich alleine zurechtkam und nur noch eine kleine Kanne mit frischem, kaltem Wasser benötigte. Die Monate in Redomin, wo ich mich meistens nur mit kaltem Wasser aus dem Brunnen gewaschen hatte und niemand irgendein

Aufhebens um mich machte, hatten mich fast vergessen lassen, wie umständlich das Leben im Schloss war! Kopfschüttelnd brachte ein Diener mir das gewünschte kalte Wasser, und ich brauchte meine gesamte Überredungskraft, um ihn loszuwerden.

Ich zog mich aus, wusch mich rasch und kippte mir das kalte Wasser zum Schluss einfach über den Kopf. Während ich mir die frischen Sachen anzog, trat ich ans Fenster, öffnete es weit und schaute in die enge Schlucht hinunter, wo sich der schmalere Arm des Flusses Garamin brausend, purzelnd und stolpernd einen Weg über bemooste Felsbrocken und umgestürzte Bäume suchte. Auf der anderen Seite der Schlucht wuchs noch dichter Wald, dessen äußerste Bäume sich am Abhang festklammerten. Als Kind hatte ich mit klopfendem Herzen den vielen Geschichten gelauscht, die über diesen Wald und seine angeblichen Bewohner erzählt wurden. Ganze Abende hatte ich an diesem Fenster verbracht und die Geschichten für mich weiter gesponnen. Inzwischen glaubte ich nicht mehr an Geister, Ungeheuer und Hexen. Nach der Weite des Meeres vor Redomin wirkte das Flusstal nur noch eng und wenig anziehend auf mich.

Ich trat vom Fenster zurück, ließ es aber geöffnet. Vor dem Spiegel kämmte ich meine immer noch nassen Haare und band sie im Nacken zu einem Zopf. Dabei kam mir ganz kurz die Erinnerung daran, dass es noch einen anderen Jotam gab, den mit den kurzen Haaren. Ich konnte mir unter dieser Person nicht mehr viel vorstellen, sie war für mich kaum wirklicher als die Spukgestalten, mit denen die Märchen und Geschichten meiner Kindheit den Wald dort drüben bevölkert hatten. Ich fuhr mit einem Finger vorsichtig über den goldenen Bogen an meinem Hals. Dann schnitt ich dem hässlichen Pickel auf meinem Kinn eine Grimasse und wandte mich vom Spiegel ab.

Ich folgte dem Rat meines Vaters und lief gleich zu Marena, der alten Oberköchin. Die Küche im ältesten Teil des Königsschlusses war wohl schon viele Hundert Jahre alt. Dort herrschte Marena über ein kleines Heer von Köchinnen, Bäckern, Mägden und Laufjungen. Sie ließ sofort alles stehen und liegen, als sie mich sah, und schloss

mich in ihre mächtigen Arme. „Es ist gut, dass du wieder da bist, mein Prinz! Dein Vater wirkte schon ganz verloren unter so viel Weibern! – Lass mal sehn, es gibt da einige Dinge für heute Abend, die du schon kosten kannst. Wir bekommen ja ganz hohen Besuch und wollen ihm nur das Beste vorsetzen! Von deinem Rat hängt jetzt die Zukunft unseres Landes ab!“ Sie lachte gutmütig. Dann schaute sie kopfschüttelnd auf meinen Pickel und sagte: „Und darum kümmern wir uns auch. Warte!“

Und schon saß ich auf einem Hocker neben Marena, die eifrig verschiedene Kräuter zerhackte und in einem winzigen Tontopf zu einer Salbe anrührte, während sie mich über meine Erlebnisse in Redomin ausfragte und mir verschiedene Köstlichkeiten aufgetragen wurden, zu denen ich mein Urteil abgeben sollte. Ich merkte, dass ich mich erst jetzt wieder richtig zu Hause fühlte. In dieser Küche und oben in den Ställen hatte ich alles gelernt, was ich brauchte, um in Redomin unter den Segelmachern, Schiffbauern, Seilern, Schauerleuten und Matrosen zu bestehen, die mich alle nicht wie ein rohes Ei behandelten. Zwar wusste ich immer, dass mein Platz nicht wirklich unter ihnen war, weil ich im Schloss geboren war, doch ich kam am besten mit Menschen zurecht, die mir beim Sprechen direkt in die Augen schauen und ohne Umschweife und höfische Förmlichkeit zur Sache kommen konnten. Hier hatte ich den Dialekt von Garmon gelernt – sonst wurde im Schloss Rehin gesprochen, die alte Sprache der Inseln, mit der wir uns in Kenrhin in den verschiedenen Ländern und auch in Manrhin und Sonrhin verständigen können, die aber schon nicht mehr jeder beherrscht. Während ich mit vollem Mund der alten Köchin erzählte und sie mit glänzenden Wangen und leuchtenden Augen zuhörte und zufrieden zur Kenntnis nahm, dass es mir gut ging und ich mich schon fast nach Redomin zurücksehnte, spürte ich etwas wie ein still schweigendes Einvernehmen zwischen ihr und mir, als betrachte sie es als ihr Werk, dass ich mich in der Welt behaupten konnte.

Schließlich hatte ich so viele Speisen probiert und kommentiert, dass ich nicht mehr wusste, was ich alles gegessen hatte – aber ich

war satt und auch Marena war mit der Salbe fertig. Sie wusch sich die Hände, strich sich ein wenig von der Salbe auf ihren kleinen Finger und verrieb es vorsichtig auf meinem Kinn. „Die Salbe muss kühl stehen“, sagte sie. „Am besten stelle ich sie hier ans Fenster. Du weißt ja, dass du immer in die Küche kommen darfst! – Aber jetzt beeil dich, dass du zu deiner Mutter kommst!“

Ich verließ Marendas Küche mit ihrem fröhlichen, geschäftigen Lärm nur ungern. Andererseits war ich auch neugierig: Ich hatte meine Mutter noch nie im Thronrat gesehen. Eigentlich hatte ich gar keine rechte Vorstellung davon, was beim Regieren geschah und was meine Mutter dabei tat. Ich hatte die Königin vor allem bei ihren öffentlichen Auftritten erlebt, wenn sie Menschen empfing oder zur Bevölkerung sprach, und ich hatte sie zusammen mit meinem Vater und meinen Schwestern beim Ausreiten begleitet, wo sie oft von Menschen angesprochen wurde und sich geduldig für jeden Zeit nahm. Davon abgesehen war sie viel im Land unterwegs und hatte, auch wenn sie zu Hause war, wenig Zeit für uns. Vielleicht war das alles schon das Regieren? Doch ich bildete mir immer ein, das Eigentliche finde hinter den schweren, hohen Türflügeln des Thronsaales statt, wenn diese nicht wie bei Empfängen weit offen standen, sondern verschlossen wurden und ich leise sein musste.

Ich zupfte meine Jacke noch einmal zurecht und holte den Brief heraus, den die Bürgermeisterin von Redomin mir mitgegeben hatte, prüfte in einem Spiegel, ob ich Reste von Marendas Köstlichkeiten am Mund hatte, und lächelte flüchtig, als ich merkte, dass meine Hand ganz von allein wieder den goldenen Bogen umfasste. Das Zeichen der Königin. Nun würde ich ihr ja gleich selbst gegenüber treten. Zwar war sie meine Mutter, doch war ich kaum weniger aufgeregt, als es irgendein anderer Junge gewesen wäre.

Der alte Diener mit dem gepuderten Zopf und der roten Livree, der die große Tür bewachte, lächelte mir freundlich zu und öffnete einen Flügel. Mit den Worten „Der Prinz von Kengarlin!“ kündigte er mich drinnen an, dann trat er beiseite und ließ mich hinein.

Ich umklammerte den Bogen fest und musste mich richtig dazu zwingen, ihn loszulassen. Meine Mutter saß am Kopfende des großen Kabinettstisches, in einem der schweren Kleider, die sie immer trug, wenn wir nicht unter uns waren – darüber lag der goldene Bogen, der etwas größer war als Livonas und meiner. In den Haaren hatte sie den schmalen goldenen Reif, der zu offiziellen Anlässen durch die Krone ersetzt wurde. Livona und die hübsche Endilya saßen zu ihrer Linken, die erste Ministerin zu ihrer Rechten und gleich daneben die Marineministerin, eine jüngere Schwester meiner Mutter. Die anderen Ministerinnen – jüngere, ältere und ein paar ganz alte Frauen – saßen an den Längsseiten des Tisches. Ich blieb an der Tür stehen und verbeugte mich.

„Tritt näher! Ich freue mich, dich endlich wiederzusehen“, sagte die Königin und die Ministerinnen neigten kurz ihre Köpfe und betrachteten mich würdevoll und prüfend, huldvoll und gutmütig, freundlich und aufmunternd – jede auf ihre Art. Livona hatte das fröhliche Lachen im Gesicht, bei dem ihre Augen immer ein wenig blitzten und das sie hoffentlich nicht verlernen würde, wenn sie erst Königin war. Endilya hingegen sah angespannt aus.

Auf ein Zeichen meiner Mutter trat ich an den Tisch heran. Auf der anderen Kopfseite, der Königin genau gegenüber, stand ein leerer Stuhl. Ich trat hinter ihn und sagte nach einer weiteren Verbeugung mit einer Stimme, die ich erst frei räuspern musste: „Ich grüße Sie, Königin Merila, und bringe Ihnen die Grüße der Bürgermeisterin Ihrer Hafenstadt Redomin.“ Damit händigte ich den Brief der nächsten Ministerin zu meiner Linken aus, die ihn an ihre Nachbarin weitergab, bis schließlich die erste Ministerin ihn vor meiner Mutter auf den Tisch legte.

Die Königin nickte und forderte mich auf, Platz zu nehmen und ihr vom Zustand der Schiffe zu berichten. Ich warf einen kurzen Blick zu meiner Tante, die erst vor ein paar Wochen in Redomin gewesen war und dabei auch nach mir geschaut hatte. Doch meine Mutter wollte es von mir hören, also erzählte ich. Sie fragte mich, welche Erfahrungen ich mit Seeleuten aus Kandoran gemacht hatte,

und ich musste ihr gestehen, dass ich ihnen auf den Rat unserer Matrosen aus dem Weg gegangen war.

Damit war meine Mutter offenbar nicht zufrieden. Ich fing einen Blick von Endilya auf und konnte erkennen, dass sie Angst hatte – Angst vor dieser überstürzten Hochzeit mit jemandem, den sie noch nie gesehen hatte, und Angst vor dem Land Kandoran, dessen Menschen man lieber aus dem Weg ging.

Was ging hier vor? Der wichtige Brief, die Waffen auf den Schiffen, die tiefer gewordenen Falten im Gesicht meines Vaters: Der Grund für das alles konnte unmöglich Prinz Astan sein! War unser Land in Gefahr – und Kandoran ebenfalls? Hing es mit den Schiffen zusammen, die ausgeblieben waren? Das hatte den Kaufleuten und Offizieren und den älteren Matrosen in Redomin Sorge bereitet. Ich hatte nicht besonders darauf geachtet – es waren nicht meine Sorgen und ich war immer noch viel zu aufgeregt über alles, was ich im Hafen und auf den Schiffen erlebte.

„Jotam“, sagte die Königin nun, „meine Regierung und ich wünschen, dass du deine Schwester Endilya nach Doranan begleitest.“

Ich runzelte die Stirn. Ja, natürlich – so war es abgemacht! Warum betonte sie es so?

„Wir wünschen außerdem“, fuhr sie fort, „dass du vorerst in Doranan bleibst und die Stadt nicht wieder verlässt, bis ich es dir gestatte.“

Ich starrte meine Mutter mit offenem Mund an. Ich hatte fest damit gerechnet, spätestens im Herbst wieder in Redomin zu sein, wenn sie die Schiffe für den Winter überholten. Und im Frühjahr sollte ich mit auf große Fahrt – bis nach Sonrhin! Wurde daraus jetzt etwa nichts?

„Dein Auftrag ist es“, sprach die Königin ungerührt weiter, „zusammen mit deiner Schwester alles dafür zu tun, dass die Beziehungen zwischen Kengarlin und Kandoran verbessert werden. Außerdem wünschen wir, dass du in Kandoran weiter lernst. Wenn du dich im Land eingelebt hast, wirst du deine Zeit in den Häfen, auf den

Werften und auf den Schiffen verbringen, so wie du es in Redomin getan hast.“

Das klang schon besser. Die Schiffe von Kandoran waren schnittiger und schneller als unsere. Vielleicht war es gar kein schlechter Tausch, statt in Redomin in Doranan zu bleiben?

Mir fiel ein Erlebnis aus den ersten Tagen in Redomin ein. Ein schweres, gefrorenes Tau war mir aus den Händen gerutscht und auf meine Füße gefallen. Die Hände bluteten, die Füße schmerzten und der alte Matrose, bei dem ich arbeitete, brummte nur: „Verdammt, pass doch auf!“ Ich biss die Zähne zusammen, achtete nicht auf die Tränen, die mir in die Augen gestiegen waren, hob das Tau wieder auf und sah mich vor, nichts mehr fallen zu lassen. Stunden später saß ich durchgefroren in einer dampfenden Stube zwischen den Männern mit einem köstlichen heißen Getränk vor mir und bekam mit, wie einer der anderen den Alten fragte: „Na, und wie arbeitet dein Prinzlein?“ Der Alte legte mir seinen schweren Arm um die Schulter und sagte so laut, dass es keiner überhören konnte: „Als ob er nie was anderes gemacht hätte!“ Ich spürte, wie meine Ohren glühten, und gab mir in den nächsten Tagen doppelte Mühe, um den Alten ja nicht zu enttäuschen. Wenn ich es da geschafft hatte, warum nicht in Doranan?

Meine Mutter sagte lächelnd: „Ich danke dir für deinen Dienst und deine Auskünfte. Es gibt so vieles, was ich gerne noch von dir hören würde. Doch das müssen wir auf ein andermal verschieben.“

Sie streckte ihre Hand aus und ich stand auf, ging zu ihr hin und küsste ihr die Hand. Sie strich mir über die Haare und küsste mich auf die Stirn. Ich war verwirrt: Das gehörte nicht zum Protokoll! Verlegen sah ich mich um. Die Ministerinnen schauten mich wohlwollend, amüsiert oder herzlich lächelnd an.

„Du darfst auch deine Schwestern begrüßen!“

Unsicher umarmte ich Livona und Endilya, dann verbeugte ich mich vor der Königin und sicherheitshalber auch vor ihren Ministerinnen, weil ich gar nicht mehr wusste, was das Protokoll nun vorschrieb und was nicht. Dann war ich entlassen und der schwere Türflügel schloss sich wieder hinter mir.

## Zwischen zwei Welten

Bis zum Eintreffen der Gäste hatte ich nichts weiter zu tun. So beschloss ich, noch ein wenig auszureiten. Auf einem frischen Pferd ritt ich die breite Straße hinunter, die ich gekommen war.

Die ganze Stadt strahlte und glänzte, überall hingen Fahnen. Die Menschen, die mich sahen, grüßten freundlich. Ich grüßte zurück und hielt dabei verstohlen nach der Sängerin Ausschau. Anrina. Wo sie wohl wohnte?

Ich war gerade auf dem großen Marktplatz angekommen, als plötzlich alle Glocken der Stadt zu läuten anfangen. Überall strömten die Menschen aus den Häusern. Ich blieb einfach stehen, wo ich gerade war. Astan und sein Gefolge aus Doranan waren in der Stadt eingetroffen, und da kamen sie auch schon: vielleicht zwanzig junge Männer auf schönen, großen Pferden, in weiten, blendend weißen Kleidern. Der Vorderste ließ sein Pferd in weitem Kreis über den Platz tänzeln, während die anderen ihm folgten. Das war also Prinz Astan. Die Leute winkten ihm mit Mützen, Tüchern und Fahnen zu und er winkte zurück. Dann kam er an mir vorbei und blieb vor mir stehen. Er hatte meine Kette gesehen und musterte mich aufmerksam. Ebenso neugierig betrachtete ich ihn: Er war groß und hager und hatte buschige schwarze Augenbrauen, die seinem Gesicht etwas Verwegenes gaben, was von einem offenen Lächeln ausgeglichen wurde.

„Prinz Jotam?“, fragte er schließlich.

Ich verneigte mich rasch und stammelte: „Wir heißen Sie willkommen in Garmon, Prinz Astan!“

Er lachte: „Eskan und du, ihr passt zusammen!“

„Wer ist Eskan?“, wollte ich wissen.

„Mein Bruder“, antwortete der fremde Prinz, dessen Lächeln noch breiter wurde. „Er ist so alt wie du. – Komm! Jetzt will ich endlich deine Schwester kennenlernen!“

An seiner Seite ritt ich die Straße zum Schloss hoch. Von oben kamen uns Reiter entgegen, allen voran mein Vater in der schönen